Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 18 (1928)

Heft: 5

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-634611

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 22.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern - Telephon Bollwerk 33 79

**Troft.** 

Zum Winterwald lenkt' ich die zagen Schritte. Raub unter meinen süßen knirscht' der Schnee. Die Brust zerwühlt von Mismut und von Web. hielt schmerzdurchtobt ich in der Cannen Mitte.

Die stunden da im schweren Schneegewand, Die Aeste tiefgebeugt von Zentnerfrachten. Und schienen ernst den Fremdling zu betrachten, Der ungeladen jäh vor ihnen stand.

Mir ward als wie in einem Märchentraume. Ein Summen klang, dumpf, fast wie Geisterchor. Und jest - ist's Wahrheit? Aesste mich mein Ohr? -Klang es wie Menschensprach' aus einem Baume.

Mit harz'ger Stimm' der alte Stamm begann: "Wie kannst du, Mensch, in Kleinmut so verzagen? Schau an die Riesenlasten, die wir tragen, Und doch tönt keine Klage durch den Cann!

Warum? Wir hoffen auf die Lenzestage. Die stets noch schmolzen jedes Winters Schnee! Drum denk' auch du: Zu lang währt nie ein Weh! Des Glückes Freudenschein folgt jeder Plage!"

Ich schaut' dem Stamm ins furchige Gesicht. Ein harzig Tränlein glänzt' auf seinen Wangen. War's Mitleid? . . Ich bin aus dem Wald gegangen, Die Brust erfüllt von künft'gem Lenzeslicht.

# Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Die älteste aller geborenen Schwendt, Tante Ulrike, tam mit ihrer Familie nur am Neujahrstage zusammen. Sie meinte, das sei übergenug. Sie war alt, aber jung genug, um Widerwärtigem ins Gesicht zu seben, benn so fragte sie, was ihr noch geschehen könne nach dem, was ihr schon geschehen sei?

Diesen Neujahrsbesuch machte Ulrike jeweilen der altesten oder dem ältesten Mitglied ihrer weitverzweigten Familie. Sie machte ihn als eine Art Ahnfrau, als Symbol des schlechten Gewissens, das die Familie ihr gegenüber hätte haben sollen und auch hatte, freilich uneingestandenermagen. Sie erschien in einem weiten, braunseidenen Rleib, das nie die Mode gewechselt hatte seit dem Tode ihres Freundes, um dessentwillen sie als eine Geächtete herumzugehen gezwungen worden. Sie trug den tiefen weißen Hut aus Taffet, sie trug den weißen Crèpe de Chine-Schal, den sie damals getragen, sie trug ein braunes, weiß gestidtes Ridiful und trug Filethandschuhe. So stieg sie aus dem Wagen, wenn er vor einem der Schwendtichen Batrizierhäuser hielt. Oben wartete man auf ihr Erscheinen mit Achselzuden. Aber wenn das Rammermädchen sie meldete, standen alle auf. Und wenn sie in das Zimmer trat, groß und aufrecht, mit sichern Augen, scharfgeschnittenem Mund, dem sie das überlegene Lächeln, das ihre Familie emporte, nicht verbieten konnte, begrüßte man sie feierlich mit einer Berbeugung, benn es war niemand in dem Rreis, ber nicht wider seinen Willen tiefen, wenn auch verleugneten Respett vor ihr gehabt hätte. Den hatte sich Ulrike erkaufen und erfämpfen muffen, das heißt, sie hatte mit nichten darum gekämpft, es hatte nur sehr lange gedauert, bis die Berleumder, Unfläger, Richter und Senker sebend geworben waren, genau ein Menschenalter. Im Grunde waren sie nicht einmal sehend geworden, sie hatten aber der jungen Generation Ulrife überlassen, denn sie waren es mude geworden, die Geschichte der Tante Ulrife immer neu zu erzählen, verblaßt wie sie war und ganzlich wirkungslos.

Die Großnichten und Neffen aber wußten nichts Begehrenswerteres, als bei Tante Ulrife in ihrem furiosen, warmen und schönen Zimmer zu sitzen und die Luft zu atmen, die aus Bergangenheit und Gegenwart, Rraft und Bartheit, Ueberlegenheit und stolzester Demut, aus Weisheit und kindlicher Einfalt gemischt war, benn por Tante Ulrike trat jedes Ding nur in einer einzigen Beleuchtung: in der der Wahrheit.

Man wußte, daß die Schwendtichen Rinder mit Ulrife verkehrten. Man ignorierte es. Nie sprach man den Kin-

dern von ihr, und doch kannte sie ein jedes und wurde von einem sonntäglichen, sonnigen und stolzen Gefühl erfüllt, wenn es eines der goldgeränderten durchbrochenen Briefchen erhielt mit einer Einladung, in das Haus "Zum blauen Bogel!" jur Schofolade ju fommen. Und fam es, jo erlebte es Marchen, murde von Feenhanden bedient, verstand und begriff nicht, daß alles, aber auch alles da war, was es sich wünschte, daß jedes Spiel, jeder Ruchen, jedes Buch so war, wie man es am liebsten hatte. Tante Ulrike wußte alles. Sie konnte einem ansehen, ob man log, sie wußte, ob man in der Schule fleißig war, sie brauchte nur ihre großen, grauen Augen auf einen zu heften und man wurde rot, wenn man übertrieben oder geprahlt hafte, und dabei strafte sie nie, fragte nie, predigte nie. Um Tante Ulrikes Zufriedenheit mühte man sich mehr als um Sankt Nikolas und das Christfind.

Die Reihe war nun an Sidnen gekommen, in die Freundschaft Tante Ulrikes aufgenommen zu werden. Sie hatte ihm, wie jedem Kind aus ihrem Geschlecht, das bewußte Kärtchen geschrieben. Aber Sidnen hatte mit seinen großen, spiken Bubenbuchstaben geantwortet, daß er nur kommen könne, wenn die Rahel mitdürfe. Das durfte sie

Als er aber das Haus betrat, das so ganz anders aussah als alle andern Säuser, wurde er fleinlaut und machte sich Mut, indem er zu Rahel, die hinter ihm her die Treppe hinauffletterte, sagte: "Sie tut dir nichts." Oben stand ein uralter Diener. Der verbeugte sich und öffnete die Türe, und als die Kinder über die Schwelle traten, glänzte es von Gold. Die Sonne, die altmodischen Tassen auf dem Tisch, die goldenen Löffelchen, die goldfarbigen Ueberzüge der schönen, alten Stühle und das braune Rleid der Tante, die um den Hals eine goldene Rette frug. Sidnen begrüßte sie. Sie sah ihn lange an. "Nein, du bist nicht frech", sagte sie zu ihm. Er schüttelte den Ropf. "Aber die andern sagen es", bekannte er. Da lachte Tante UIrife und ließ die Rinder sich sogleich zu Tisch setzen, da= mit sie nicht auf die Berrlichkeiten, die auf einem Rebentisch standen, zu warten hätten.

"Tante Ulrike", fragte Sidnen, "hast du alles das Goldene nur für uns zwei so herrichten lassen?" "Ia, nastürlich", sagte Ulrike. Da strahlte Sidnen. "Du bist eine feine Tante", sagte er. "Wenn ich groß bin, male ich dich." "Da bin ich längst tot", sachte Ulrike. "Nein, du stirbst nie", behauptete der Kleine mit Ueberzeugung.

Die Kinder unterhielten sich so gut wie nie in ihrem Leben. Alle Schubladen durften sie öffnen und untersuchen und alle Bücher besehen. Alle die kuriosen Büchschen und Fläschlein öffnen und daran riechen, die uralten Puppen aus Holz aufstellen und ihre brokatenen Kleider ihnen ause und anziehen, die steisen Pserden mit echten Schwänzen aufstellen, die Engel mit den beweglichen Flügeln untersuchen und sogar die kleinen Törchen öffnen, hinter denen auf Glas gemalte Seilige ihre Tugend hüteten. Und fragen durften sie, soviel sie wollken, und von Tante Ulrike die seltsamsten und schönsten Märchen hören, die in keinem Buche standen.

Als sich abends die Tür hinter ihnen schloß, war eine neue Welt vor ihnen aufgegangen und ihre Phantasie ging auf goldenen Straßen. Tante Ulrikes Stube war zum Baradies geworden und sie selbst zu einer mit Macht und Zauberkunsten ausgestatteten Königin.

Man durfte Tante Ulrife nicht besuchen, wann man wollte, sondern nur, wenn sie einen einlud, und das war schae. Da man ihr aber alles sagen durfte, was man auf dem Herzen hatte, sparte man es sich zusammen. Unmerklich schied sie dann Törichtes von Klugem, Echtes von Unechtem, Erborgtes von Eigenem, und entließ ihre kleinen Besucher voll guter Borsätze, mit erleichtertem Gewissen oder einer leisen Beschämung, die sich zu Hause in ein Bekenntnis oder in ein Gutmachen umformte. Und das alles erzielte sie ohne Worte, nur mit ihrer Persönlichkeit.

Sibnen, obgleich er viel älter war als Rahel, versichmähte es nicht, mit ihr zu spielen. Sie saßen zusammen am gelblichen Ufersand, mit den nackten Füßen im Wasser herumspringend. Sie gruben Löcher, das waren ihre Stuben, darin saßen steif und zufrieden die Puppen. Sie waren Riesen, Mann und Frau, und die Puppen waren ihre Riesenkinder. Sie zankten sich. Sidnen riß Rahel an ihren langen, lockigen Haaren.

"Du mußt mir gehorchen, denn du bist meine Frau, und ich bin größer als alle Menschen"; sagte er.

"Und du mußt mir gehorchen, denn du bist mein Mann", sagte sie, und glaubte, daß das selbstwerständlich sei, und ihr eheliches Verhältnis beruhe auf Gegenseitigkeit. Sidnen runzelte aber die Stirne

"Fällt mir ein", sagte er und lachte. "Belusa hat gesagt, kein Mann gehorche seiner Frau." Da stand Rahel, die auf den Knien gelegen und ihre Kinder im Meer gebadet hatte, auf, und sagte, indem sie Sidnen mit dem Ellenbogen puffte: "Und wenn du nicht tust, was ich will, so nehme ich einen andern Mann. Ich mag dich nicht."

"Dann werfe ich alle beine Kinder ins Wasser", rief Sidnen verächtlich und warf wirklich zwei Puppen in den See. Sie flogen wie zwei Raketen davon, und lagen unter dem klaren Wasser, als seien sie gekreuzigt worden, mit ausgestreckten Armen. Rabel regte sich nicht, so erschrocken war sie. Dann ging sie, ohne ein Wort zu sagen, davon. Sidnen wartete, ob sie wiederkommen würde, aber sie rannte die Allee entlang und verschwand im Torbogen des weißen Hauses. Er suchte die Buppen zusammen, legte sie auf einen Saufen und wartete. Nach einer Weile tam Rahel wieder, und ging, einen Gassenjungen neben sich, an Sidnen vorbei. Sie tat, als sehe sie ihn nicht. Er rief ihr nach: "Rahel, deine Buppen", aber sie sah sich nicht um. Da wurde er boje und trug die Puppen in den Sühnerstall und legte sie in die Legenester. Als Rabel endlich gurudtam und die Puppen suchte, lachte Sidnen blog und ließ sich nicht herbei, ihr zu sagen, wo sie wären, obgleich sie ihn mit ihren übergroßen Augen bittend anblickte. Als sie abends in ihr Bettchen froch, fand sie einen Zettel, auf dem in Sidnens fürchterlichen Buchftaben geschrieben stand: "Sie liegen in den Legenestern - links." Am nad)sten Tag versöhnten sich die beiden und ließen die Frage, welches dem andern zu gehorchen habe, fünftig unerörtert.

Abeline Petitpierre war sich nicht bewußt, daß es in ihrem Sause nur einen einzigen Willen gab: den ihren

Sie ware fehr erstaunt gewesen, hatte man ihr erzählt, daß ihre schmale, weiße Sand die einer Despotin und vornehmen Egoistin sei und daß ihre Augen sich sehr herrisch auf denjenigen richten konnten, der anderer Meinung war als sie. Sie hätte es sich auch nie und nimmer zugegeben, daß sie an ihre eigene Unfehlbarkeit glaubte und ohne weiteres von allen ihr Unterstellten erwartete, daß auch sie diese Unfehlbarkeit anerkannten. Raroline Belusa sah sie als selbstverständlich an, der Rutscher Belusa erkannte sie als Tatsache, Ottilie darüber seufzend und klagend, und nur die kleine Rabel ließ sie nicht auf sich wirken, ahnungslos, daß mit jedem Ja und jedem Nein, an dem sich Adelines Willen hätte stoßen können, ihr wie den andern ein Strich aufs Rerbholz gesett worden ware. Dennoch, vielleicht darum, entzückte das Kind seine Pflegemutter, und sie trachtete danach, es von seiner Mutter loszulösen, was auch ohnehin geschehen wäre.

Was Abeline Petitpierre nicht bewußt bezweckte, was aber in ihrem Despotismus unfehlbar mit der Zeit geschehen würde, das war, Rahels Persönlichkeit zu unterdrücken, ihre Selbständigkeit nicht zum Leben erwachen zu lassen, oder, wenn sie erwachte, sie unter die Füße zu treten. Noch half dem Rinde der Instinkt, noch half ihm der Glaube an die Wohlmeinenheit derer, die es betreuten, und der Umstand, daß sein Wollen und das seiner Pslegemutter noch nie ernstlich gegeneinander angerannt waren. Rahel bewunderte sie und fühlte, daß sie ihrer Mutter überlegen war, weshalb sie sich auch in allen Dingen, die nicht äußerlich waren, an Abesline wandte. In allen andern aber an ihre Mutter

Karoline Velusa und Rahel Lenz standen einander feindlich gegenüber. Sie kämpften beide unbewußt um die Vorherrschaft in Adelines Gunst. Sie waren Rivalen, und das Kind empfand die Gegnerschaft als ungleich, da es sich schwach und klein dünkte. Die Frau aber sah tiefer und merkte, welchen Plat das reizvolle Kind bei ihrer Herrin einnahm. Sie versuchten es beide, das Kind undewußt, die Frau bewußt, einander zu entwerten.

Belusa stand in heimlicher Schadenfreude dem Kinde bei im Kampfe gegen seine Frau. Er lehrte Rahel das, was ihm selbst das Interessanteste war, das Wissen über die Pferde, und sie gewöhnte sich eine richtige Pferdesprache an, die sie aber im Salon vor Frau Petitpierre nie gestrauchte, ihre Mutter aber gerne damit ängstigte.

"Laß das Tante Abeline nicht hören!" Das war eine Bitte, die Rahel sehr oft zu hören bekam. Sie fragte ihre Mutter mit ungewollter Grausamkeit, warum sie die Stallwörter vor ihr zu sagen wage, nicht aber vor Tante Abeline.

"Weil sie reich ist und ich arm", sagte Ottilie und fing an zu weinen. Rahel sah sie erstaunt an.

"Nein, darum nicht." Sie sah aus, als dächte sie über diese Frage nach und ließ später die groben Worte auch der Mutter gegenüber. Sie tat ihr leid.

"Erzähl' mir von meinem Bater", bat Rahel eines Tages. "Ich habe doch einen Bater gehabt?" Ottilie erzählte, und das Bild, das sie vor dem Kinde erstehen ließ,



Niklaus Manuel als Maler der Cotentanzbilder und Verfasser der gastnachtspiele an der Kreuzgasse, ein einflußreicher Versechter der Reformation.

war das Idealbild, das sich die Braut von Brecht Lenz gemacht.

"Hat er Belusa ähnlich gesehen?" fragte Rahel. Ottilie entsette sich und machte eine unwahre und groteske Schilderung des Lenz, so daß das Kind nicht wußte, ob es ihn unter die Engel versehen sollte oder unter die Kunstreiter, die es einmal gesehen hatte, als sie vor dem weißen Hause tanzten.

## Die bernische Reformation 1528.

Bon Brof. Dr. R. Feller.

Es gehört zum Leben der Bölker, daß aus äußerem Mißerfolg innerer Gewinn entspringt. So war es in der bernischen Reformation. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Schweizer ein friegerisches und gefürchtetes Bolk, das bei den Nachbarn für unbesiegdar galt. Sie wurden durch ihre Waffentaten zur Höhe einer Großmachtstellung emporgetragen, eroberten 1512 das Herzogtum Mailand und nahmen es unter ihren Schuß. In der Schlacht von Marignano 1515 büßten sie ihr Waffenglück ein und zogen sich aus der großen europäischen Politik zurück. Doch weiter rauschten die Söldnerzüge ins Ausland aus wirtschaftlicher Notwendigkeit und unbändigem Triebleben heraus. Es schien, als ob unser Volk Kraft und Tugend vergeudete und in den Tag hinein lebte.

Von den Kriegszügen goß sich ein Strom von Zügelslosigkeit und Berwilderung in die Heimat. Die Bande der